

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 7

Rubrik: Nützliche Hauswissenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

danke, wenn auch heute meist nicht das Feuer, sondern der Druck das Pulver entzündet.

Selbst die zerstörende Kraft des Feuers hat sich der Mensch dienstbar gemacht: wenn ihm etwas im Wege ist, so zerstört er es durch Feuer: überflüssige Vorräte werden auf diese Weise entfernt, Wunden werden ausgebrannt, und neuerdings tut das Feuer wie vor Zeiten bei den Griechen seinen wichtigen Dienst zur Einäschung des menschlichen Leichnams in der Feuerbestattung.

Wo aber das Feuer von Natur als zerstörende Kraft auftritt, wo der Vulkan seine feurigen Ströme aussendet oder wo ein Petroleumwerk in Brand gerät, da ist der Mensch heute noch machtlos:

„Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.“

Denn hier hilft auch das andere „Element“, das er sonst gegen das Feuer zu Hilfe nimmt, nichts mehr; die freie Himmelstochter wandelt auf der eigenen Spur und läßt sich nicht nur zur Sklavin machen; sie hat die Fesseln gesprengt und spottet des ohnmächtigen, sonst so klugen und mächtigen Menschen. Dieser aber, nachdem er auf den Trümmern seines Wirkens eine Weile getrauert und die Grenzen seiner Macht erkannt hat, geht hin und beginnt von neuem mit Verstand und Willen den Kampf gegen die Natur, als deren Herrscher er sich berufen fühlt.



Ein lieber Gast.

Ein lieber Gast verließ das Haus.
Mir ist, wie wenn ein Blumenstrauch
Der lieblich mir mein Heim geschmückt,

Und jeden Tag mein Aug' entzückt,
Der stille Freude rings gesät,
Verwelkt und dürr im Glase steht.

Elisabeth Naef.



Der Herbst und der Tod.

Es sprach der Herbst zum Bruder Tod:
„Komm, laß selbst uns wandern;
Du stiftest Leid, ich schaffe Not,
Ein Handwerk gleicht dem andern.“

Die Blumen, die im Mai geblüht,
Der Herbst raubt ihre Kronen;
Die Lebensflammen, die geglüht,
Sie darf der Tod nicht schonen.

Da, wo ich meinen Fuß gestellt,
Wohin den Schritt du richtest,
Ob auch das Leben keimt und quellt,
Ich schwäche, du vernichtest.

So geh'n gehaft wir, Schritt um Schritt;
Zu schwer wär' unsre Bürde,
Wenn nicht mit leisem Engelstritt
Uns Hoffnung folgen würde.

Elisabeth Naef.



Mühselige Hauswissenschaft.

Schwindel-Inserate.

Das moderne Erwerbsleben zeitigt namentlich in größern Zentren Erscheinungen und Existenzen, auf welche die öffentlichen Organe mehr und

mehr aufmerksam machen sollten. Es ist bedauerlich, daß manche Klagen über den gänzlichen oder fast gänzlichen Mangel an Treu und Glauben im Handel und Verkehr heutzutage nicht verstummen wollen. Aber begreiflich sind solche Klagen, wenn man Tag aus und Tag ein, bald hier bald dort, Existenzen auftauchen sieht, die es ganz offenbar auf die Ausbeutung von Leichtgläubigen abgesehen haben und nur von diesen leben können. Und diese dunkeln und halbdunkeln Existenzen machen sich ab und zu so breit, daß man sich wundert, wie die öffentlichen Organe an ihnen achtlos vorüber gehen können, tun, als sähen sie nicht, und sie gewähren lassen, als wäre der beste Handel im Gange.

Wir brauchen nur einmal irgend eine Allweltszeitung anzusehen und ein bißchen in dem Inseratenteile derselben nachzusehen. Da geht ein typisches Inserat vor uns auf: Heiratsgesuch! Junge Waise mit 400,000 Mark Vermögen wünscht sich zu verheiraten. Reflektanten belieben Ihre Adresse mit Photographie an . . . einzusenden.

Das Inserat ist Gimpelfang in vollster Form und dertweil es, und nur darum, immer genug dumme Leute gibt, die auf den Köder einer Riesenmitgift hereinfallen, an die Adresse schreiben, dann ein paar Franken opfern, bis ihnen der fette „Secht“ vor der Nase wegschwimmt: eben darum verdienen die Aufgeber jener Inserate so gut wie mühelos täglich ein hübsches Sümmchen Geld. Wir haben uns einmal die Mühe genommen, nachzusehen, wie oftmal sich diese „Waise“ zu verheiraten wünschte und an wie vielen Orten sie ihre Angeln auswarf. Gegen Hundert ganz gleicher Inserate haben wir in verschiedensten Zeitungen gefunden. Die Waise hat natürlich keine solche endlose Schar von Schwestern, wohl aber rentiert es, den Schwindel endlos weiter zu betreiben. Und da meint vielleicht ein braver Hinterwäldler, er habe besonders Glück bei dem steinreichen „Meitschi“ aus Berlin, und mit ihm glauben das nämliche noch hundert andere ebenso Gutgläubige und alle, alle sind um ein bißchen mehr oder weniger Geld betrogen. Die Zahl derer, die so einfältig waren, ihr Konterfei einzusenden, mag im Laufe der letzten paar Jahre, seit wir dieses und ähnliche Inserate aus der gleichen Glücksschmiede beobachteten, Legion geworden sein und wir vermuten, daß diese Photographien irgendwo am Balkan oder in Belgien oder in England dazu benützt werden, um den ganz gleichen Trick zu weiblichem Gimpelfang zu verwenden.

Nicht minder sonderbare Blüten treffen wir auf dem „Darlehensmarkte“. Sie und da läuft von den foulanten Darlehensvermittlern allerdings eine „Ratte in die Falle“ und die Gerichte der Schweiz in den verschiedensten Kantonen gehen mit diesen Helden nicht gerade glimpflich um. Nichtsdestoweniger blüht der Weizen einer ganzen Reihe von Geldspendern, die ihr Scherflein auf die scheinbar einfachste Weise ins Trockene bringen. Und noch ist die berühmte Austin-Manhattan-Finanzgruppe in aller Erinnerung, die so augenfällig klar bewies, daß gerade denjenigen, die mit dem Gelde sparsam umgehen, die sogenannten Rappenspalter zu Tausenden auf den Leim kriechen, wenn ein geriebener Kerl ihnen genügend Speck vorzulegen versteht. Aber es gehen auch recht viele hart ersparte Gelder auf diese Weise dem Lande verloren und man darf füglich behaupten, die Opfer gewissenloser Geldmächler und Börsenagentlein der Hintertreppe sind viel zahlreicher, als man glaubt. Woher käme es sonst wohl,

daß von allen Seiten her die Animmierzettel fremder Finanzinstitute in Massen verbreitet würden? Prospekte über die unglaublichsten Finanzgeschäfte, Minen, Bergwerke und Goldgruben aller Art?

Fast keine Woche vergeht, ohne daß nicht aus der einen oder andern Stadt gemeldet wird, die Polizei habe wieder einmal einen „Kautionschwindler“ verhaftet, und die Zahl derjenigen, die in Inseraten ihren Mitmenschen „glänzendsten“ Nebenverdienst versprechen, ist eine sehr hohe. Wären die Hälfte dieser Auskündungen zu 50 Prozent wahr, so gäbe es kaum mehr so viele arme Leute. Für ihre Urheber sind diese Nebenverdienste meist eine glänzende Finanzquelle und dies nur darum, weil die Abfassung dieser Inserate so geschickt gewählt ist, daß Hunderte auf die Angebote eine Eingabe machen, von denen fast Jeder ein paar Baken an den Urheber hintwirft.

Aber erst die massenhaft auftretenden medizinischen Heilmittel, die heutzutage in den großen Zeitungen angeboten werden, sind geradezu skandalös. Den Titel „medizinische“ Heilmittel verdienen naturgemäß nur ganz wenige der in Inseraten und Reklamen breitgeschlagenen Wunder der Heilkunst. Nun besteht allerdings zwischen 13 Kantonen der Schweiz ein Konkordat, laut welchem eine große Zahl der Inserate, die wir jetzt ungestraft Woche um Woche in gewissen Zeitungen stehen sehen, nicht aufgenommen werden dürften: entweder weil diese betreffenden Heilmittel direkter Humbug sind, oder weil sie viel zu teuer sind im Verhältnisse zu den im Heilmittel enthaltenen medikamentösen Stoffen. Aber es kümmert sich wohl kein Mensch um dieses Konkordat mehr. Im Kanton Zürich erscheinen in Zeitungen Inserate, deren Aufnahme im amtlichen Verzeichnisse der verbotenen Heilmittel direkt untersagt ist. Und je größer die Inserate sind, um so sicherer bringen sie ihren Urhebern und Verkäufern — glänzendes Einkommen. Halbe Seiten werden ausgefüllt, um ein angebliches Heilmittel für „eine schöne Büste“ anzupreisen, deren ganze Fettwirkung sich einzig und allein im Geldbeutel der Verkäuferin wirklich zeigt. Man könnte ganze Bücher über den modernen Gimpelfang schreiben, wie er auch in der Schweiz betrieben wird. In höchst verdienstlicher Weise hat ein wahrer Menschenfreund, der seinen Namen unter dem Pseudonym von Miris verbarg, alle diese modernen kleinern und größern Raubritze und ihre Raubzüge an Hand von meist amtlichen Belegen zur Darstellung gebracht. Bisher sind vier Büchlein erschienen (im Argus-Verlag Gofau, St. Gallen), aus denen wir die vorstehenden kürzern Darlegungen auszugsweise entnommen haben. Es wäre zu wünschen, daß diese Büchlein in breite Massen geworfen würden, sie verdienten wirklich eine ausgedehnte Verbreitung und würden in Hunderten und Hunderten von Familien Aufklärung über so manchen Schwindel unseres modernen Erwerbslebens bringen — und Tausende vor Schaden bewahren.

Der Schundliteraturhändler von Wiedlisbach und der „Kunstwart“.

Die vom „Bernener Intelligenzblatt“ gebrandmarkten Machenschaften des Schundliteraturhändlers in Wiedlisbach beschäftigen nun auch den „Kunstwart“. Seine letzte Nummer bringt folgenden Artikel:

„Karl May als Geist. In der Schweiz fühlte ein Verleger den Drang, der Anregung einer Zeitung folgend, „ältere Werke der Literatur, um solche vor dem Vergessen zu schützen, unter anderem Titel und Verfasser-

namen wieder herauszugeben.“ Siehe, da erschien auch ein Verlagswerk „Helden der Treue oder erkämpftes Glück von Fritz Berner“; aber der Sekundarlehrer Robert Studer in Wangen behauptete, dies sei ein Schund- und Hintertreppenroman. Der Verleger Obrecht erklärte darauf empört: Nein, es sei ein Roman von keinem Geringeren als Karl May! Als man uns vom „Kunstwart“ die erste Lieferung vorlegte, erkannte Professor Schumann darin einen lieben Bekannten, Karl Mays „Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde“, welche „Dichtung“ seinerzeit für uns sozusagen statistisch analysiert worden ist. Damals ergab sich, daß auf den 2612 Seiten 2293 Menschen getötet, rund 1600 erschossen, 240 skalpiert, 219 vergiftet, 130 erstochen, 61 mit der Faust niedergeschmetert, 16 ins Wasser geworfen, 8 dem Hungertod preisgegeben, 4 hingerichtet, 3 den Krokodilen lebend vorgefetzt, 2 an einem Baum über dem Krokodilteich aufgehängt, 2 durch Gift wahnsinnig gemacht, 2 durch Aufschneiden des Bauches getötet, je 1 den Ratten zum Fraß vorgeworfen, geblendet und auf ein Floß gebracht, lebend in die Erde gegraben und erdrosselt worden — nicht zu gedenken all der übrigen nicht tödlich endenden Greuelthaten. Der Verleger Obrecht hat den Lehrer Studer wegen Geschäftsschädigung auf 5000 Fr. Schadenersatz verklagt, weil er den Vertrieb dieses Meisterwerkes schädige; bitte: er verklage auch uns. Auch sonst geht übrigens Karl Mays Geist immer noch um, soll man doch einen Karl May-Bund gegründet haben, um diesen erfolgreichsten aller literarischen Hochstapler auch nach seinem Tode noch am Leben zu erhalten.“

Kinematograph und Tierschutz.

Die auffallend schnelle Zunahme der Lichtbildtheater hat es mit sich gebracht, daß außer den harmlosen, belehrenden und erfreuenden Stücken sich auch viele eingedrängt haben, welche die Nerven der Zuschauer — meist sind es jugendliche, unreife Personen — in Erregung und das Blut in Wallung versetzen. Es gibt zwar eine polizeiliche Zensur der Films, so daß das Allerschlimmste nicht mehr vorgeführt werden darf; aber trotzdem ist noch außerordentlich viel Volksverderbliches in den „Kientopp“-Vorstellungen zu sehen. Vielfach sind es Verbrecher- und Liebesgeschichten, Unglücksfälle, Kämpfe, Überfälle, Verfolgungen, Familientragödien, aber auch Tierquälereien, wie z. B. die Vorführung der spanischen Stiergefechte. Durch die fast immer auf das Sensationelle zugeschnittenen Darstellungen wird in der Jugend eine verkehrte, ungesunde Menschen-, Welt- und Lebensanschauung erzeugt, die dem Edlen geradezu entgegenarbeitet und die bösesten Früchte tragen muß. Wenn die unglückliche Ehe und die Trunkenheit mit dem Schimmer des Humors umgeben wird, Dumme-Jungen-, Spitzbuben- und Gaunerstreiche als Heldentaten vorgeführt werden, so kann das nicht anders als verderblich auf das warme sittliche Gefühl der Jugend wirken. Manches wird sogar zur Nachahmung reizen und schlummernde Anlagen und Neigungen wachrütteln. Wie nun die dargebotenen tierquälerischen Szenen auf das Volksgemüt wirken, erkennt man an der wiederholt gemachten Beobachtung, daß Pferderennen, Wildjagden, Katzenhezen, Stiergefechte, die in so vielem den Abscheu zarter fühlender Menschen erregen, im Kino der dort anwesenden Jugend ein schallendes Gelächter entlockt haben. Deshalb sollte die polizeiliche Zensur sich auch auf die sorgfältige

Ausscheidung der tierquälerischen Films erstrecken. Es sollten in den Lichtspielen keine Films erlaubt werden, die der sittlichen Gefährdung des Volkes nach irgend einer Richtung Vorschub leisten.

Reisebilder aus dem Tirol und Salzkammergut.

Von M. Th.

(Fortsetzung.)

V. Der Salzburger „Stier“ auf der Hohen Salzburg und das Glockenspiel.

„Mamma, den Orgelschrei, spiel doch noch den Orgelschrei“, so bittelt mein kleiner fünfjähriger Junge jedesmal, wenn sich die Mutter zum Spiel ans Klavier niedersetzt. Und wenn sie uns wieder ins Ohr klingen, die altehrwürdigen, majestätisch-wichtigen Klänge des Eblerischen Chorals von 1502, und wenn das Ganze ausmündet in jenen eigentümlichen $f=a=c$ -Afford, im Volksmunde jener Gegend seit alten Zeiten „der Orgelschrei“ genannt, dann kehren die Gedanken der Großen zurück an die einzig schöne Stadt an der schnellfließenden Salzach und ihnen ist's, als sei's erst gestern gewesen, daß sie, am Fuße der stolzen „Hohen Salzburg“ traulich gelagert, den über die Stadt hinrauschenden Tönen des Orgelwerkes droben auf dem Trompeterturm der Festung gelauscht hätten.

O alte, heimelige, gemütvolle Zeit! Du hattest noch Sinn, das Leben von der schönen, heimeligen Seite aufzufassen, du fandest noch Muße, mitten im unruhvollen Tagesgetriebe Herz und Gemüt an den Tönen erquickender Musik zu laben.

Heute sind's die Fremden, die in Scharen dem Wunderspiel aus längst vergangenen Zeiten lauschen, und wenn der Zeiger an der Uhr am Turm des „Neuen Gebäudes“ gegen die 11 hinrückt, dann recken die Häupter sich zur Höhe, wo im lustigen Turm die vielen Glocken ihr Lied „singen“, und haben sie's getan, drei Mal, dann drehen sich die Köpfe nach der Hohen Salzburg, wo von des Turmes höchster Zinne „der Stier“, das „Hornwerk“ seine Stimme erschallen läßt.

Oft haben wir es noch gehört, als wir drüben durch des Kapuzinerberges freundliche Waldungen schlenderten, als wir vom launigen Führer mit Trinkgeld fordernder Geste und tiefer Verbeugung aus des Schlosses Gemäuer hinauskomplimentiert worden waren, aber immer, wenn diese seltsamen, melodisch weichen Töne uns an's Ohr schlugen, stieg mit ihnen die längst vergangene „Alte Zeit“ vor uns auf.

Jahrhunderte schon hatte die Beste ihre uneinnehmbaren Riesenmauern in die Gegend hinausgetürmt, ehe die Töne des Hornwerkes über die Stadt dahinrauschten. Da war's um die Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts, daß der streitbare Leonhard von Deutschbach sich den hohen Adlerhorst zum dauernden Wohnsitz erwählte: „um der reinen Luft willen, die hier oben wehte, und um seines vorgeückten Alters wegen“, dort starb er am 8. Juni 1519. Wir haben den Lobspruch des alten Chronisten über ihn schon zitiert: daß er an dem fürtrefflichen Schloß viel herrliche und lustige Gebäu verbracht.“ Tief griff der geistliche Herr zu diesem Zwecke in die Taschen, 26,300 fl. soll er sich's alles in allem haben kosten lassen.